

Auf zur Verteidigung Amerikas!

Über Tom Clancys Roman „Ehrenschild“. Von Alban Nikolai Herbst.

Bücher können zu vielerlei dienen, mit vielerlei gefallen, aber auch wundervoll nutzlos sein. Dieses hier *dient*. Es dient einer militärischen Botschaft: nämlich brauche Amerika, um sich zu finden, dringend wieder Krieg. Daß Tom Clancy in seinem vorgeblichen Thriller „Ehrenschild“ prinzipiell „Amerika“ sagt, wenn er „USA“ denkt, gehört bereits einem Nationalismus an, der sowieso, wenn er von „USA“ spricht, die gesamte westliche Welt meint. Indessen fehlt es am Feind. Das ist so schlimm, daß die noch nicht verschrotteten Kriegsflottenteile sogar auf ökologisches whale-watching fahren. Bitter. Denn Autoren wie Clancy geht ihre US-amerikanische Identität verloren darüber. Um sie zu retten, imaginiert er nun den Angriff eines japanischen Racheengels auf Wall Street, das vermeintliche Herz der westlichen Welt. Daß dieses von Stein ist, rührt seines nicht. Und indem er aus Indern ein Volk ohne Raum macht und ihnen einen Expansionswillen unterschiebt, den möglicherweise er selbst hat, schafft Clancy ein Szenario, das die Anwesenheit der USA als weltpolizeilich strukturierende Waffenmacht in vorgeblich alte Pflichten setzt. Aber „die Amerikaner hatten zu weit abgerüstet. (...) Alles war zu klein. Die amerikanische Marine war halb so groß wie nur zehn Jahre zuvor.“ Den US-amerikanischen Colt-Patrioten, der das Wesen geladen hat, an dem weltweit der Markt genesen soll, schmerzt es da besonders, daß im Roman ausgerechnet ein Russe ihm sagt: „Ihre Fähigkeiten sind inzwischen fast so mickrig wie unsere.“

Das nun nutzen die Japaner hintertückisch aus, oder nein, Pardon, nicht „die“ Japaner, schließlich sind wir political correct und geben auch gleich nach dem Kampfeinsatz das Rauchen wieder auf: Nein, *ein* Japaner ist böse, ein Wirtschaftsboß. Er hat den „Amerikanern“, also „der“ US-Armee, nicht verziehen, daß es seine Eltern in den Selbstmord trieb, und nun heckt er einen teuflischen Plan aus, die USA vom Weltmachtgipfel zu stürzen, den statt dessen Japan erklettern will, flankiert von Indien und China, - einer orientalischen Machtachse, die sich an Sibiriens Bodenschätzen aufhängen will. Dies macht aus alten Feinden Verbündete und zieht neuerlich den Eisernen Vorhang - vor andren Feinden allerdings und weiter östlich - wieder vor; er knickt sich nun um den 45. Breiten- und ungefähr 65. Längengrad. Das ist gut

fürs nationale Selbstgefühl, denn „Amerika besaß eine ursprüngliche Vitalität, aus der alle starken Dinge erwachsen. (...) Bei all ihrer Unvollkommenheit waren die Amerikaner zugleich das optimistischste Volk, verglichen mit dem Rest (!) der Welt noch immer ein junges Land mit all den Eigenschaften der lebhaften Jugend.“ Was wie ein sprachlicher Lapsus klingt, ist tatsächlich Nationalideologie. Nämlich: „Inzwischen hatte er eine Abneigung gegen viele Aspekte der japanischen Kultur entwickelt, besonders das instinktive (!) Herabschauen auf alle anderen Völker, das besonders einem Russen gegen den Strich ging, der genau so (!) fühlte.“ Hier teilt sich ein manipulativer Rassismus mit, der, auf den neuen Verbündeten Rußland projiziert, in seiner verlogenen Gerissenheit seinesgleichen sucht. Klar, daß Clancys USA den gemeinen asiatischen Angriff auf den freiesten aller Staaten in gemeinsamer Aktion von CIA und Militär vorzüglich parieren. Leider müssen dafür japanische Zivilisten sterben, nun ja, die Japaner haben ebenfalls US-Unterseeboote versenkt... und was die Wirtschaftsattacke auf Wall Street anlangt, so steht der gesamte Westen wie ein Mann hinter der Schutzmacht der Freien Marktwirtschaft und ihrem - Zitat! - „natürliche(n) Machtstreben einer Nation“. Daß sich die Dinge aufgrund des politischen Umschlags in den vergangenen zehn Jahren objektiv verändert haben könnten, auf diesen Gedanken verfällt Clancy erst gar nicht, oder doch: - und kehrt ihn flugs unter seinen Großkrisenteppich. Hielt Japan einen riesigen Anteil US-amerikanischer Schuldpapiere, so diente das der Unterstützung der Freiheit. Investiert Japan aber nun in Europa, so ausverkauft sich Europa an Japan. Eine deutlicher nationalistische Perspektive läßt sich kaum denken.

Nun gut, ein Buch kann Genuß bereiten, auch wenn man die politische Ideologie seines Verfassers nicht mag. An der Übertragung von „Debt of Honour“ jedenfalls ist hart gearbeitet worden: Gleich vier Übersetzer haben sich die Aufgabe geteilt. Doch leider nicht, um den Stil zu feilen. Sondern um zu gewährleisten, daß Stil nicht entsteht. Das ist wie mit billigen Weinen: Damit sie sich von Jahr zu Jahr nicht unterscheiden, werden sie auf einheitlichen Geschmack verschnitten, und was in den Sechzigern sogenannten einfachen Leuten ihr sonntäglicher „Kellergeister“ war, ist heute unser aller Supermarkt „Prosecco“. So auch „Ehrenschild“. Ein Übersetzer-team von vieren garantiert, daß sich kein Besonderes herausbilden und die Unbeson-

deren stören kann, freilich auch, daß es nicht zu groben Abrutschern kommt. Von Ungelenkheiten strotzt dieses Buch gleichwohl: „Im übrigen machte er den Eindruck eines tüchtigen und ergebenen Beamten, und so traurig das auch war - auf diese Weise funktionierte nun mal das Geheimdienstgeschäft.“ Oder: „Sie konnte ihn nicht fragen, wie viele der Frauen in seinem Amt er mit seinen Reizen heimgesucht hatte.“ Das sind allerdings Nebensächlichkeiten. Schlimmer ist, daß Clancy das Grundgesetz jedes Thrillers verletzt. Was immer drinsteht, wie dumm auch die Psychologie sein mag, wie schlecht ausgedacht die Geschichte: unterhaltsam sollte ein Thriller schon sein. „Ehrenschild“ aber ist langweilig. Nahezu 200 engbedruckte Seiten braucht es, um den Konflikt überhaupt erst mal in Gang zu bringen. Es gibt, eigentlich für Trivialliteratur unerlässlich, keine Typen. Charaktere gibt es schon gar nicht. Alles ist im Hinblick auf die Verfilmung geschrieben, zwar verlangt Clancys Held „Dr. Ryan“ schon wegen seines Namens nach Harrison Ford, aber John Travolta oder Bruce Willis täten es auch, und, kein Zweifel, wenn man aus dem Roman sämtliches militärtechnische Lustgestöhn herausstriche und nicht endlos Wirtschafts- und Börsenhandbücher referierte, käme man von 800 Seiten locker auf 300 runter, die kochte man vielleicht nochmals auf 180 ein: So ließe sich ein zwar weiterhin politisch bedenkliches, zumindest aber spannendes Drehbuch draus basteln. Der Roman selber indessen ist zu mies, um ihn guten Gewissens auch nur dem Modernen Antiquar zu verschreiben. Und was die „Ehre“ angeht, bleibt sowieso auf immer John Falstaff im Recht: „Eure Ehre! welche Ehre?! (...) welches Geschwätz! Kann die Ehre einer spüren, der tot ist? Nein.“

Tom Clancy: Ehrenschild, Roman, Hoffmann und Campe, 799 Seiten, ? DM

<5723 Zeichen>

März 1996, Berlin